

Florian Coulmas Die Wirtschaft mit der Sprache

Eine sprachsoziologische Studie

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 977

Sprachen sind Werkzeuge. Jeder benutzt eine oder mehrere, jeden Tag. Ein solches Instrument zu erwerben, kostet Zeit, Kraft und oft Geld. Sein Besitz bringt Vorteile. Dies macht Sprache zu einem wertvollen Gut, auch im ökonomischen Sinne. Sein Erwerb, Besitz und Gebrauch sind wichtige Faktoren des Wirtschaftens.

Aber Sprache ist nicht nur ein Element des Wirtschaftslebens, sie ist auch in ihrer Systematik von einem »haushälterischen Zug« geprägt. Sprache hat eine externe und eine interne Ökonomie. Dieses Buch untersucht die vielschichtigen Zusammenhänge zwischen der äußeren und der inneren Ökonomie der Sprache. Es zeigt, daß Sprachen unterschiedlich wertvoll sind, daß ihre Entwicklung und Verbreitung von wirtschaftlichen Bedingungen abhängen und daß sie in ihrer inneren Systematik ökonomischen Anforderungen verschieden gut gerecht werden.

Florian Coulmas
Die Wirtschaft
mit der Sprache

Eine sprachsoziologische Studie

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1992

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 977

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28577-0

Inhalt

Analytisches Inhaltsverzeichnis	9
I BARE MÜNZE	
DIE METAPHER DES AUSTAUSCHS	
Wort und Münze	12
Warenwert-Theorie vs. Funktionswert-Theorie	17
Wechseln	20
Phlogiston und Falschgeld	23
Materialisierung der Sprache und Entmaterialisierung des Geldes	26
Inflation der Begriffe	31
Saldo	36
II »SPRACHE IST REICHTUM«	
SPRACHE UND GELD IN DER NATIONALÖKONOMISCHEN ENTWICKLUNG	
Vielsprachigkeit als Indikator sozialen Reichtums	38
Gemeinsprache und »protestantische Ethik«	42
Integration und Differenzierung	55
Markt und Sprache	58
Wirtschaftsentwicklung und Sprachentwicklung	69
III DER WERT EINER SPRACHE	
FAKTOREN EINES PROFILS DER ÖKONOMIE DER SPRACHEN	
Die Wertschätzung von Sprachen in der Sprachwissen- schaft	79
Gebrauchswert und Tauschwert	81
Der Kommunikationsradius	83
Sprache als Produktionsmittel	90
Investition in Sprachen	96
Sprache als Ware	108
Wert für wen?	118
Zwischenbilanz: Faktoren eines ökonomischen Profils der Sprachen	122

IV DIE KOSTEN DER POLYGLOTTEN WELT
 SPRACHE ALS KOSTENFAKTOR
 FÜR STAAT UND WIRTSCHAFT

124

Sprachbezogene Ausgaben öffentlicher Haushalte	125
Staatliche Mehrsprachigkeit	126
Zweisprachige Erziehung	133
Fremdsprachenunterricht	138
Muttersprachlicher Unterricht	141
Sprachplanung	143
Sprachexportförderung	149
Kommunikation in internationalen Organisationen	154
Sprache im Staatshaushalt – Zusammenfassung	157
Sprachbezogene Ausgaben im privaten Sektor	158
Marketing	161
Innerbetriebliche Kommunikation	169
Sprachpolitisch bedingte Kosten der Wirtschaft	174
Neue Produkte	176
Sprachkosten der Wirtschaft – Zusammenfassung	179
Was sich lohnt	180
Kosten und Nutzen von Sprache – Zusammenfassung	195

V SPRACHKARRIEREN
 ÖKONOMISCHE DETERMINANTEN
 DER SPRACHENTWICKLUNG

196

Sprachentstehung	198
Traditionsbrüche	199
Begegnung von Ungleichen	201
Reduktion und Neuschöpfung	204
Zeitgleichheit verschiedener Entwicklungsphasen	206
Beispiel: Sranan Tongo	208
Sprachliche Sedimentierung ökonomischer Ungleichheit	211
Sprachentod	213
Umwelt der Sprache und Sprache der Umwelt	215
Funktionsverlust und mangelnde Anpassung	217
Beispiel: die Sprache der Ainus	219
Zeitfaktor und Entwicklungsabstand	219
Industrialisierung und Sprachverfall in Europa	221

Sorbisch an der Lausitz	223
Baskisch in Spanien	224
Bretonisch	225
Cymrisch in Wales	226
Syndrome und Aussichten regredierender Sprachen .	229
Interaktion innersprachlicher und außersprachlicher Faktoren	231
Sprachverbreitung	232
Soziale Faktoren der Sprachverbreitung	233
Demographische und funktionale Sprachverbreitung	234
Verbreitung von Verkehrssprachen	239
Niederdeutsch als Sprache der Hanse	241
Swahili in Ostafrika	244
Malaiisch in Ostindien	248
Schlußfolgerungen	252
Sprachverewigung	254
Funktion der Schrift	254
Anfänge der Schrift	256
Schrift der Wirtschaft und Wirtschaft der Schrift in Sumer	258
Die wertvollste Sprache der Welt	262
Schriftsprache und Armut	265
Der Wettbewerbsvorteil der Schriftsprache – Zusammenfassung	271
Die Rolle des Schriftsystems	273

VI DIE ÖKONOMIE IN DER SPRACHE

ÖKONOMISCHE ASPEKTE DES SPRACHSYSTEMS 278

Äußere und innere Ökonomie der Sprache	278
Ökonomische Begriffe in der Linguistik	280
Wert	280
Stellenwert im Sprachsystem	281
Wertschätzung sprachlichen Ausdrucks	285
Leistung	287
Produktion	288
Sparsamkeit	290
Bewertung und die <i>lex parsimoniae</i>	293
Ökonomie im Sprachsystem	295
Das Prinzip des geringsten Kraftaufwandes	295

Reichtum und Ökonomie des Lexikons	299
Ökonomie der Sprachlaute	306
Schriftökonomie	310
Nützliches Reden: Die Rationalität des Diskurses . .	318
Ökonomie des Sprachsystems: Zusammenfassung und Schlußfolgerung	324
VII SPRACHANPASSUNG	
DIFFERENZIERUNG UND INTEGRATION	
	326
Entlehnung	331
Deshima	338
Fachsprachen	343
Fachsprachen und Gemeinsprache	346
Systematische Effizienz von Fachsprachen	350
Schlußfolgerungen	354
Sprachanpassung und Sprachverbreitung	355
Die Angepaßtheit der Weltsprache	357
Abschluß	364
Bibliographie	367
Namenregister	397
Sachregister	404

Analytisches Inhaltsverzeichnis

I Bare Münze Die Metapher des Austauschs

Welches die Metapher des Austauschs durch die neuere Geschichte von Locke bis Luhmann verfolgt und erörtert, was sie beim Nachdenken über Sprache und Geld eingebracht hat und warum sie als Hinweis auf wesensmäßige Übereinstimmungen zwischen Sprache und Geld ernst genommen zu werden verdient.

II »Sprache ist Reichtum« Sprache und Geld in der nationalökonomischen Entwicklung

In welchem von Vielsprachigkeit und gesellschaftlichem Wohlstand die Rede ist, wobei dem Zusammenhang zwischen der »protestantischen Ethik«, der Profansprache und der Entstehung der kapitalistischen Wirtschaftsform besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Außerdem werden der Einfluß des Marktes auf die Sprache besprochen und das Problem der Sprachentwicklung als Teil der Wirtschaftsentwicklung.

III Der Wert einer Sprache Faktoren eines Profils der Ökonomie der Sprachen

Das den Gebrauchswert und den Tauschwert der Sprachen thematisiert und in dem Sprachen als Produktionsmittel beschrieben werden, die zum Zwecke der individuellen und gesellschaftlichen Bereicherung verwendet werden und für die es einen Markt gibt; keinen ganz freien Markt allerdings, sondern einen solchen, der oligopolistische Züge trägt. Das Ergebnis der angestellten Überlegungen ist ein heuristisches Profil des ökonomischen Werts der Sprachen.

IV Die Kosten der polyglotten Welt Sprache als Kostenfaktor für Staat und Wirtschaft

Das untersucht, welche Kosten öffentlichen Händen und privaten Körperschaften durch Sprache entstehen. Der Staat läßt sich die Sprache(n) etwas kosten, weil er sich mit ihrer Hilfe konstituiert und perpetuiert, die Wirtschaft, weil sie, um zu funktionieren, Kommunikationskompetenz braucht. Unter bestimmten Umständen können die Staat und Wirtschaft entstehenden Ausgaben zum Gegenstand von Rentabilitätsberechnungen gemacht werden.

v Sprachkarrieren

Ökonomische Determinanten der Sprachentwicklung

Das den sozioökonomischen Bedingungen des Entstehens und Verlösens von Sprachen nachgeht und untersucht, wie Sprachen miteinander konkurrieren. Dabei wird gezeigt, daß die Ausdehnung der Geltungsgebiete von Sprachen in Raum und Zeit wesentlich durch wirtschaftliche Verhältnisse bedingt ist.

vi Die Ökonomie in der Sprache

Ökonomische Aspekte des Sprachsystems

Sprachliche Subsysteme wie Lexikon und Phonologie haben Eigenschaften, die sich mit Hilfe ökonomischer Kategorien beschreiben lassen. Das wird als Anzeichen dafür gedeutet, daß zwischen Funktionen und Strukturen der Sprachen und der Sprache ein tiefer Zusammenhang besteht, der mit dem in der Sprachtheorie geläufigen Wertbegriff einerseits und dem Prinzip der Minimierung des Aufwandes andererseits analytisch greifbar gemacht werden kann. Es wird gezeigt, wieso Sprachen sich wie ökonomische Systeme verhalten können und wieso die Metapher des Austauschs den Weg zu grundsätzlichen Einsichten in die gesellschaftlichen Leistungen und Eigenschaften der Sprache weist.

vii Sprachanpassung

Differenzierung und Integration

In dem die Beziehung zwischen dem mikrosoziolinguistischen Prozeß der Sprachanpassung als im Sprachkontakt sich vollziehendes Wechselspiel von Differenzierung und Integration und dem makrosoziolinguistischen Prozeß der Sprachverbreitung thematisiert wird. Ein Dogma der herrschenden Lehre wird dabei in Frage gestellt, nämlich daß über Sprachen keine Werturteile gefällt werden können, da sie alle hinsichtlich ihrer potentiellen Ausdrucksfähigkeit gleich gut seien. Dagegen wird argumentiert, daß die Sprachen verbreitet werden, die besser angepaßt sind und daß ihre bessere Angepaßtheit ein Grund dafür ist.

I Bare Münze

Die Metapher des Austauschs

Was man für bare Münze nimmt oder auch nicht, ist in aller Regel jemandes Wort oder Rede. Metaphern selber können nichts erklären, aber sie sind oft das sprachliche Destillat eines intuitiv oder auch ganz bewußt erkannten Zusammenhangs, den genauer zu betrachten von Nutzen sein kann. Die in der Sprache geronnene Analogie zeigt die Vergleichbarkeit zweier Phänomene verschiedener Gegenstandsbereiche zumindest in einem Punkt an und lädt dazu ein, zu überprüfen, ob die Gesetzmäßigkeiten, denen der eine gehorcht, auch für den anderen Gültigkeit haben.

Wir sprechen von dem Wortschatz, von linguistischen Anleihen und dem Reichtum der Sprache, den viele von uns in der nicht immer gerechtfertigten, aber innig gehegten Hoffnung einsetzen, reich zu werden. Schon Salomo befand, »des Gerechten Zunge ist köstliches Silber«¹, und seither ist auch im Volksmund Reden zwar kein Gold, aber doch immerhin Silber, was der Grund dafür sein mag, daß mancher sich jedes Wort abkaufen läßt oder, trotz allem, auf die Goldwaage legt. Münzen wie Wörter werden geprägt und sind im Umlauf, solange sie gelten. Flüssig ist das Geld, das im Umlauf ist, wie der Strom der Rede. Sowohl Sprache als auch Geld bezeichnet man als Vermögen, wodurch auf die Funktion beider für die Entfaltung des Individuums aufmerksam gemacht wird. Sie sind ein Potential, das Individualität erzeugt, indem es die Bedingungen der Ausdehnung der Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen und damit seine Vergesellschaftung schafft.

Der Wechsel ist etwas Sprachliches, und das Wort hat die Qualität eines Wechsels, denn es steht für etwas, was es nicht ist. Der kindlichen Vorstellung, daß dem Wort eine Bedeutung inhärent ist,

1 Die Sprüche des Salomo x, 20. Silber in dem salomonischen Spruch als Geld zu interpretieren, mag den Widerspruch des Historikers provozieren, denn das erste Münzgeld ist durch archäologische Funde für das Jahr 625 v. u. Z. in Lydien belegt, also wesentlich später als Salomo. Jedoch war vormünzliches Metallgeld schon lange vorher in Gebrauch. Voraussetzung dafür war lediglich ein Maß- und Gewichtssystem, wie es bereits im dritten Jahrtausend im Zweistromland entwickelt war; vgl. Seelow (1990).

entspricht die naive Annahme, Geld an sich sei etwas Wertvolles. Beide können jedoch nur sein, was sie sind, weil das nicht der Fall ist; denn wesentlich sind sie konventionell und erfüllen ihre Aufgabe dank ihrer Abstraktheit: das eine als Mittel des Austauschs ideeller, das andere als ein solches materieller Güter.

Wort und Münze

Die in der Sprache so auffällig aufgehobene Analogie zwischen ihr selbst und dem Geld ist oft als nur stilistische Finesse betrachtet worden. Stefano Guazzo zum Beispiel bediente sich ihrer Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in seiner Redekunstlehre, um darauf hinzuweisen, daß in der Rede Wertvolles von Nichtigem, Nützlichem von Unnützlichem geschieden werden muß.

Und wie aus einem Beutel mancherlei Art von Münzen herauskommt, entweder güldene oder silberne oder kupferne, so auch kommen aus einem Munde Aussprüche und andere Worte von größerem oder geringerem Wert.²

Auch Thomas Nashes Ausnutzung der Analogie in seiner Kritik der englischen Sprache ist mehr koketter Natur. Er bemerkt, daß es

im Englischen skandalöserweise mehr als in allen anderen Sprachen von der Geldsorte der Einsilbler wimmelt. Mit diesen Wörtern geschriebene Bücher nehmen sich aus wie eine Ladenkasse, die nichts als *halfepence*, *three-farthings* und *two pences* enthält.³

Andererseits wird aber die Analogie von Wort und Münze doch schon lange als Hinweis auf einen sachlich begründeten Zusammenhang ernst genommen. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnete Locke in seinem *Essay Concerning Human Understanding* Worte als »allgemeines Mittel des Handels und der Verständigung«, die niemandes Eigentum seien und deren gültiger Wert von niemandem nach eigenem Gutdünken geändert werden

2 Stefano Guazzo, *De civili conversatione, Das ist: Von dem Bürgerlichen Wandel und zierlichen Sitten*. In die Hochdeutsche Sprache gebracht von Nicolaus Rucker 1626. Zitiert nach Schmölders (1979: 132).

3 Zitiert nach Burchfield (1985: 20).

könne (Locke 1959: 154). Ohne den Zusammenhang zu problematisieren, benutzt Locke für die analytische Darstellung des Wesens der Sprache eine Ausdrucksweise, die mit gleicher Triftigkeit dasjenige des Geldes beschreiben kann. Ungefähr gleichzeitig taucht die Geld und Sprache verbindende Metapher des Austauschs bei Leibniz auf. In seinem 1697 entstandenen Aufsatz *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* vergleicht er Rechenoperationen mit gedanklichen Operationen, die sich der Sprache bedienen. Er schreibt:

Daher braucht man oft die Worte als Ziffern oder als Rechenpfennige anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man stufenweise zum Fazit schreitet und beim Vernunftschluß zur Sache selbst gelangt. Hieraus erscheint, ein wie Großes daran gelegen ist, daß die Worte als Vorbilder und gleichsam als Wechselzettel des Verstandes wohl gefaßt, wohl unterschieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm sind (Leibniz 1983: 7).

Für Leibniz war die Sprache »ein Spiegel des Verstandes« (*op. cit.*: 5) und zwar in dem Sinne, daß eine hochkultivierte Sprache die intellektuellen Leistungen ihrer Sprecher reflektiert und auf sie zurückwirkt. Als Sprachkritiker ging es ihm darum, die deutsche Sprache zum Instrument präzisen Denkens zu verfeinern.⁴ Die Analogie, die ihn interessierte, war also die zwischen dem Rechenpfennig als Hilfsmittel der Kalkulation und dem Wort als Hilfsmittel des Denkens. Nur die klare Wertbestimmung des einen ermöglicht das zuverlässige Funktionieren des anderen. Das *tertium comparationis* ist der Stellvertretercharakter, der sowohl dem Rechenpfennig als auch dem Wort eigen ist. Ebenso wie ein nicht voll ausgeprägtes numerisches System »die Rechnung langsam und beschwerlich« macht, wird »das Gemüt zu lange aufgehalten«, wenn ein zu undifferenzierter Wortschatz umschweifige Formulierungen verlangt (Leibniz *op. cit.*: 26). Ein monetäres System, das nur Münzen großen Werts beinhaltet, funktioniert zwar, ist aber unbequem, weil es oft dazu zwingt, Waren *in Kauf zu nehmen*, die man nicht eigentlich haben will; ein Vorgang, der

4 Anlaß dazu bot die Tatsache, daß sich die deutsche Sprache bei der politischen und intellektuellen Elite seiner Zeit nur sehr geringer Wertschätzung erfreute und deshalb für höhere Kommunikationsfunktionen häufig durch das prestigereichere Französisch ersetzt wurde. Vgl. in diesem Zusammenhang Coulmas (1989 d).

durchaus dem vergleichbar ist, daß mehr zum Ausdruck gebracht wird als beabsichtigt, wo ein spezieller Begriff gemeint, aber nur ein sehr allgemeines Wort zur Verfügung steht, so daß die von ihm vermittelte Bedeutung durch zusätzliche Epiteta und Umschreibungen wieder eingeschränkt werden muß. Da Leibniz aus tiefster Überzeugung Universalist war, glaubte er nicht, daß sich in irgendeiner Sprache prinzipiell mehr ausdrücken ließ als in irgendeiner anderen. Trotzdem sah er den praktischen Vorteil des wohl gefaßten Instruments. Je feiner die Einheit, desto präziser die Transaktion, die sie als Werkzeug ermöglicht.

Daß hier mehr als Metaphorik waltet und nicht allein zum Zwecke der besseren gedanklichen Durchdringung Eigenschaften eines konkreten Bereichs auf einen abstrakten Bereich menschlicher Realität übertragen werden, wird wenig später von Hume in seiner Abhandlung *Of Human Nature* ausgesprochen. Er bedient sich der Analogie, da er sie in der Parallelität des Verhaltens von Sprache und Geld im gesellschaftlichen Prozeß begründet sieht:

Auf die gleiche Weise wie Sprachen allmählich aus menschlichen Übereinkünften ohne Verbindlichkeit entstehen, werden Gold und Silber allmählich zum allgemeinen Mittel des Austauschs und werden als hinreichende Bezahlung für Dinge von hundertfachem Wert erachtet (Hume 1964: 263).

Eine Übereinkunft ohne Verbindlichkeit, ohne Zwang also ist die Sprache nach Humes Auffassung ebenso wie das Geld. Über das eine oder das andere zu verfügen, impliziert nicht den Zwang für andere, es dem Besitzer abzunehmen. Nichts verpflichtet den Besitzer eines Gegenstandes, denselben herzugeben, wenn jemand ihm so viel Geld bietet, wie er Wert ist. Und niemand ist gezwungen, die Worte eines anderen anzunehmen. Dennoch beinhaltet der Besitz von Geld aufgrund gesellschaftlicher Übereinkunft die Möglichkeit, einen Gegenstand entsprechenden Werts zu erwerben, was nichts anderes bedeutet, als daß der Wert von Gegenständen übereinkunftsgemäß in Geld gemessen wird. Das Geld eines Landes, stellte schon Adam Smith fest, »ist das exakte Maß für den realen Tauschwert aller Waren, allerdings nur zur selben Zeit und am selben Ort« (Smith 1974: 34). Ähnlich haben Worte ihren Wert kraft zeit- und ortsbedingter Übereinkunft. Smiths Zeitgenosse, der Sprachphilosoph Johann Georg Hamann, thematisiert den Zusammenhang in einer Schrift aus dem Jahre 1761:

Das Geld und die Sprache sind zween Gegenstände, deren Untersuchung so tief sinnig und abstrakt ist, als ihr Gebrauch allgemein ist. Beide stehen in einer näheren Verwandtschaft, als man muthmaßen sollte. Die Theorie des einen erklärt die Theorie des anderen; sie scheinen daher aus gemeinschaftlichen Gründen zu fließen. Der Reichtum aller menschlichen Erkenntnis beruht auf dem Wortwechsel. . . . Alle Güter hingegen des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens beziehen sich auf das Geld als ihren allgemeinen Maaßstab (Hamann 1761/1967: 97).

Hamann führt diesen Gedanken nicht weiter aus und bleibt bei der Beobachtung stehen, daß die Beredsamkeit in den »Staatsunternehmungen der ältesten Zeiten« ebenso wichtig gewesen sei wie die Finanzen in seiner Zeit (*ibid.*), ohne den Versuch zu unternehmen, zu erklären, wie »die Theorie des einen die Theorie des anderen erklärt«.⁵

Ein Wort hat seine Bedeutung nicht aufgrund dessen, was es ist, eine Folge von Lauten etwa, sondern dank der Zwecke, denen es bei der Vermittlung geistiger Inhalte dient, und ganz entsprechend bezieht das Geld seinen Wert nicht aus seiner gegenständlichen Daseinsform, sondern aus der Funktion, die es als allgemeines Mittel des Austauschs von Gütern erfüllt. In wenig entwickelten Wirtschaftssystemen, wo das Niveau der Arbeitsteilung gering und der geldvermittelte Handel erst in der Gestalt einer in Edelmetall geprägten Währung an die Stelle des unmittelbaren Tauschhandels getreten ist, offenbart sich dieser rein funktionale Charakter des Geldes noch nicht in aller Deutlichkeit. Der Nutzwert des Edelmetalls steht im allgemeinen Bewußtsein noch vor seiner davon prinzipiell unabhängigen Funktion als abstraktes Maß aller Werte. Diese Doppelfunktion der Edelmetalle als Stellvertreter

5 Herder, in vielem stark beeinflusst durch Hamann, hat auch diese Metapher von ihm übernommen. In seinen »Fragmenten« aus dem Jahr 1767 spricht er von den »Redensarten des Umgangs« als den »häufigsten Scheidemünzen im mündlichen und Bücherkommerz« seiner Zeit, womit er die künstlich geregelte Ausdrucksweise der Moderne kritisiert. Ihr gegenüber stellt er den genuinen Sprachgebrauch der alten Hebräer und Araber, die »mit Goldstücken wechselten« (Herder 1985: 195). Er meinte damit den analytisch konkreten Wortschatz der orientalischen Sprachen, der sich dadurch auszeichnet, daß er für jeden Naturgegenstand einen monosemischen Term beinhaltet, während die modernen europäischen Sprachen mehr von allgemeineren Termen Gebrauch machen, die für jeden speziellen Fall modifiziert werden.

und Wert an sich vergegenständlicht die zum Schmuckstück verarbeitete Münze noch heute.

Versuche, die Herkunft der Bedeutung von Wörtern onomatopoeisch zu erklären, weisen in dieselbe Richtung.⁶ Auch sie gehen von der Voraussetzung aus, daß nicht die Funktion das Eigentliche ist, sondern die Materialität, nämlich die vermeintlich der Natur abgelauschte Lautgestalt. Ähnlich verkennt die Wortmagie⁷ – die Vorstellung nämlich von der wesenhaften Identität des Wortes mit dem von ihm Bezeichneten, die auch den Glauben begründet, daß die Kenntnis von Namen Macht über deren Träger impliziert – den wahren Charakter der sprachlichen Bedeutung als in gesellschaftlicher Übereinkunft begründete Beziehung zwischen Inhalt und Form, die die Möglichkeit des Andersseins zur Bedingung hat. Nicht *nomen est omen*, sondern *nomen est conventio*.

6 Die griechischen Grammatiker kannten bereits die Erscheinung der Onomatopöie, d. h. der Wortmalerei, die das Nachdenken über die Entstehung der Sprache über die Jahrhunderte nachhaltig geprägt hat. In seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache theoretisierte Herder: »Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache: es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist« (Herder o.J.: 138), womit er einer typisch romantischen Vorstellung Ausdruck gab. Ein letztes Mal wurde Lautsymbolismus als sprachbildende Kraft im Zusammenhang mit der Faszination der frühen Ethnologen an den im »imperialistischen Jahrhundert« noch so genannten primitiven Sprachen gesehen. So glaubte etwa Lévy-Bruhl (1918) lautmalerische Wörter einiger afrikanischer Sprachen als Stimmgebärden deuten zu können, die das Verständnis für den magischen Gebrauch dieser Sprachen eröffnete. Die gründlichste Kritik dieser Auffassung von der Sprachentstehung hat Bühler (1934: Kapitel 13) geliefert, indem er systematisch begründet, wieso die Frage, ob man die Welt mit Stimmlauten malend abbilden könne, nach einer negativen Antwort verlangt.

7 Erinnert sei nur an den Anfang der *Genesis*. Cassirer (1925) berichtet von erstaunlichen Parallelen zwischen der dem Wort eine so prominente Stellung einräumenden Schöpfungsgeschichte und anderen, weniger hochentwickelten Religionen resp. mythischen Systemen, in denen das Wort ebenfalls als die Kraft verehrt wird, die aus dem ursprünglichen Chaos einen ethisch-religiösen Kosmos formt.

Warenwert-Theorie vs. Funktionswert-Theorie

Je größer die Komplexität der Gesellschaft wird und das heißt, je stärker vermittelt die Beziehungen der Einzelnen untereinander und mit der Gesellschaft als ganzer werden, desto deutlicher tritt der rein funktionale Charakter der Institutionen, kraft derer der Verkehr zwischen den Menschen geregelt wird, in den Vordergrund: die magischen Aspekte oder auch Eigenschaften der Sprache gehen verloren⁸, und das Geld streift immer mehr den Nimbus des an und für sich Wertvollen ab.⁹ Worte wie Geldstücke oder -scheine erhalten ihren Wert resp. ihre Bedeutung erst durch den Gebrauch, den die, deren Verkehr sie vermitteln, von ihnen machen. Antoine de Rivarol konnte deshalb zu einer Zeit, als die wichtigsten gesellschaftlichen Bewegungen bereits durch Geld vermittelt waren, wenige Jahre vor der Französischen Revolution, in seiner Schrift *Des Traductions* mit einiger Berechtigung behaupten:

Wörter sind wie Münzen: Sie haben einen bestimmten Wert, bevor sie Werte der verschiedensten Arten zum Ausdruck bringen.¹⁰

Zu einer Zeit, als die Warenwert-Theorie des Geldes noch viele Anhänger hatte, formulierte Rivarol aus der Sicht des ökonomischen Laien die Grundeinsicht der Funktionswert-Theorie, in der er die Erklärung des intuitiv erkannten Zusammenhangs zwischen Geld und Sprache sah. Beide haben keinen Produktionswert, son-

8 Residuale Formen der Wortmagie finden sich freilich auch noch in hochentwickelten Gesellschaften. Amtseide, die mit einer bestimmten, im Wortlaut festgelegten Formel abgelegt werden müssen, gehören dazu. Ein anderes Beispiel sind in ihrer Verwendung willkürlich eingeschränkte Wörter. Von der Gabelenz (1901: 228) erwähnt das Edikt eines chinesischen Kaisers aus dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, mit dem die Verwendung eines bis dahin allgemein gebräuchlichen Personalpronomens der ersten Person zu seinem exklusiven Privileg gemacht wurde. So weit braucht man nicht in die Vergangenheit zurückzugehen: Das japanische Pronomen *chin* hat sich bis in die Gegenwart als Vorrecht des Kaisers gehalten.

9 Auch hier bleiben Reste der Einstellung erhalten, die das Geld als Objekt und nicht als Mittel schätzt, Glückspfennige etwa, oder der eingerahmte erste selbstverdiente Dollar etc.

10 Les mots sont comme les monnaies: ils ont une valeur propre avant d'exprimer tous les genres de valeur (de Rivarol 1906: 125).

dern nur einen solchen Wert, den Ökonomen »Kaufkraft« nennen und Linguisten »Bedeutung«. Damit Sprache und Geld ihren Zweck erfüllen können, müssen diese Werte dem Einzelnen gegenüber indifferent sein. Wenn ich eine Zahlung mittels Geld entrichte, steht nicht meine persönliche Bonität in Frage; im Gegenteil, daß ich Geld habe, gilt als Beweis derselben, für den die Gesellschaft als ganze haftet. Und die Mitteilung der individuellsten Gedanken ist nur möglich, wenn das Individuum zu diesem Zweck hinter die Gesellschaft zurücktritt und sich kuranter, nämlich von ihr für gut befundener Wörter bedient. »Die Bedeutung der Wörter einer Sprache zu ändern«, kann de Rivarol deshalb konstatieren, »heißt den Wert der Münzen eines Reiches zu verändern«. ¹¹

Wer die Existenz von Bedeutungen außerhalb des interaktiv konstituierten, konventionell bestehenden Zeichens leugnet, kann diese Analogie nicht akzeptieren. Marx, für den »der ›Geist‹ von vornherein den Fluch an sich hat, mit der Materie ›behaftet‹ zu sein« (Marx/Engels 1969: 30) und Sprache vergegenständlichtes Bewußtsein ist, kritisierte deshalb den Vergleich von Sprache und Geld als Mittel des Austauschs, was ein Pendant darin hat, daß sein Geldbegriff vom Warenwert des Edelmetalls abgeleitet ist und nicht von seiner abstrakten Funktion als Tauschmittler. An einer der wenigen Stellen, an denen er sich zur Natur der Sprache äußert, spricht er sich konsequenterweise dagegen aus, das Verhältnis von Form und Inhalt des sprachlichen Zeichens so zu begreifen wie das von Ware und Geld:

Die Ideen werden nicht in der Sprache verwandelt, so daß ihre Eigentümlichkeit aufgelöst und ihr gesellschaftlicher Charakter neben ihnen in der Sprache existierte, wie die Preise neben den Waren. *Die Ideen existieren nicht getrennt von der Sprache.* Ideen, die aus ihrer Muttersprache erst in eine fremde Sprache übersetzt werden müssen, um zu kursieren, um austauschbar zu werden, bieten schon mehr Analogie; die Analogie liegt dann aber nicht in der Sprache, sondern in ihrer Fremdheit. (Marx 1953: 80; Hervorhebung hinzugefügt)

Die hervorgehobene Behauptung ist für diese Argumentation entscheidend. Weniger Resultat psychologischer Forschung über die Möglichkeit sprachunabhängiger geistiger Inhalte (die zu Marx

11 Changer le sens des mots d'une langue faite, c'est altérer la valeur des monnaies dans un empire (de Rivarol 1906: 122).

Zeit nicht vorlagen) als Ausdruck der philosophischen Grundüberzeugung, daß ebenso wie bei der Analyse des Geldes auch bei der der Sprache der Zeicheninhalt nicht von der materiellen Wirklichkeit des Zeichenträgers getrennt werden dürfe¹², ist sie jedoch kaum geeignet, den analytischen Nutzen unserer Analogie grundsätzlich in Frage zu stellen. Abgesehen aber von der philosophisch zu stellenden, letzten Endes jedoch psychologisch zu beantwortenden Frage nach dem Sein des Geistigen, drängt sich bei der oben zitierten Stelle der Eindruck auf, daß Marx den Unterschied zwischen Muttersprache und Fremdsprache überbewertet. Diese Überbewertung, zu der er durch die unterstellte unlösbare Verbindung von Sprache und Bewußtsein gezwungen ist, deutet darauf hin, daß er mit »Sprache« nicht ein abstraktes universelles Symbolsystem meint, dessen Einheiten als Katalysatoren der Begriffsbildung dienen, sondern eine konkrete Einzelsprache. Wie unter dieser Voraussetzung Übersetzung möglich sein soll, erklärt er nicht; ebenso wenig wie man vom Boden seiner Position aus anerkennen könnte, daß Übersetzung die generelle Form sprachlicher Kommunikation ist und nicht ein Spezifikum der Wiedergabe in einer Sprache formulierter Inhalte mittels einer anderen. Zu unterstellen, daß das geistige Interagieren zweier Individuen nur deshalb kein Element der Fremdheit enthielte, weil sie die gleiche Muttersprache sprechen, würde derselben jedoch eine überwältigende, Individualität geradezu auslöschende Kraft zugehen. Daß sich ein sprechendes Individuum der gleichen Sprache bedient wie sein Gesprächspartner, ist zwar die von beiden geteilte Voraussetzung, muß sich jedoch auch in jedem Kommunikationsakt aufs neue bestätigen. Übersetzen beinhaltet daher nur eine graduelle, keine prinzipielle Stufe mehr an Fremdheit als der geistige Austausch mittels ein und derselben Sprache.¹³

12 Die immer noch geistreichste Darstellung der Konsequenzen der Marx'schen Geschichtsauffassung für eine materialistische Sprachphilosophie ist Vološinovs 1930 geschriebenes Buch. Speziell zur Erörterung des sprachlichen Zeichens im Zusammenhang mit der Theorie von Basis und Überbau vgl. Vološinov 1975: 68 f.

13 Vor allem Quine (1960) hat überzeugend argumentiert, daß sprachliche Verständigung als Prozeß des Sich-Vergewisserns, daß der andere sich ebenso auf die Dinge der Welt bezieht wie man selber, ja selbst das Herstellen stabiler Referenz für einen selber ein Vorgang, wie er es nennt, »radikaler Übersetzung« ist. Vgl. auch Steiner (1975).